

sche Distanz entgegen der ursprünglichen Intention sogar noch verstärkt ins Bewusstsein rückt, da es sich nach wie vor nur um die Simulation eines Kusses oder einer Umarmung handelt. Das Paradoxon besteht darin, dass Abwesenheit gerade durch diese Anwesenheit simulierenden Gadgets besonders deutlich spürbar werden könnte, worin sich nicht zuletzt die trennende Funktion von Medien, auf die beispielsweise Shusterman (1998, S. 115) und Ofak (2012, S. 250) hingewiesen haben, manifestiert.

7.5 Zwischenräume

Im Sinne eines kurzen Resümees einiger zentraler Aspekte der im zweiten theoretischen Schnitt erfolgten Erörterungen lässt sich rekapitulieren, dass Nutzer_innen von Medientechnologien hybride Räume hervorbringen und dass diese im Kontext sozialer Beziehungen Formen von Nähe erzeugen können bzw. bei der Gestaltung des Dazwischen (zwischen Hier und Dort) bedeutsam sind. Bei der empirischen Untersuchung des Phänomens der Fernbeziehungen ist demzufolge zu fragen, welche Bedeutungen die Deiktika ›hier‹ und ›dort‹ während längerer Phasen des räumlichen Getrenntseins annehmen und wie sich diese Bedeutungen im Verlauf der Zeit gegebenenfalls verändern. In Fernbeziehungen geht es wie in allen Paarbeziehungen um die Frage, wie der Zwischenraum gelebt und wie er konfiguriert und immer wieder aufs Neue aktualisiert werden kann. In Kapitel 2 (Normalisierung: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen) wurde unter Bezugnahme auf Sybille Krämers (2008) Buch *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität* bereits dargelegt, dass es sich bei jeglicher Kommunikation, finde diese nun von Angesicht zu Angesicht oder medial vermittelt statt, um »ein Distanzgeschehen«, einen »Umgang mit Entfernungen«, handle: »Denn das Problem der Kommunikation wurzelt in der unüberbrückbaren Kluft zwischen dem Selbst und dem Anderen« (S. 91f.). In diesem Zusammenhang wurde ebenfalls schon darauf hingewiesen, dass sich Distanzen im Zwischenräumlichen nicht allein in einem geografischen Sinne verstehen lassen, sondern dass diese sich auch auf eine Entfernung zwischen den Beziehungspartner_innen beziehen, die sich aus deren »Verschiedenartigkeit« (ebd., S. 110) ergibt und womit es umzugehen gilt.

Insbesondere internetbasierte Medientechnologien eröffnen darüber hinaus Möglichkeiten, die es uns erlauben, uns wie selbstverständlich in Situationen hineinzubegeben, »in denen wir nicht sind« (Seel, 1998, S. 259). Die Begriffe der Anwesenheit und Abwesenheit erfahren unter diesen Vorzeichen spezifische Bedeutungsverschiebungen, denen in der diffraktiven Analyse des Phänomens der Fernbeziehungen ebenfalls nachzugehen sein wird. Um obenstehende, im Anschluss an Seel (1998) vorgebrachte Überlegung zu konkretisieren und zugleich weiterzuführen, soll im Folgenden und zum Abschluss dieses Kapitels Michel

Serres (2005) angeführt werden. Nach Serres (2005) bewirken Techniken und Technologien, »dass wir aus uns heraustreten« (S. 182), beispielsweise dann, wenn wir uns »auf dem Bildschirm oder der Seite, an den Enden der Telefonleitungen« (ebd., S. 183) befinden. Im virtuellen Raum lässt sich in Echtzeit mit einer Person in Kontakt treten, die am anderen Ende der Welt lebt (vgl. ebd., S. 247). Auf diese Weise werden unzählige »Nachbarschaften« (ebd., S. 248) geschaffen, denn »[a]n die Stelle der schwer zu überwindenden Entfernungen tritt eine neue und neu verteilte Nähe, deren Subtilität aus einem fernen Menschen meinen Nächsten macht« (ebd.). In diesem Kontext und in Anbetracht der Feststellung, dass die gesamte Menschheit nun virtuell zusammengedrückt sei, fragt Serres (2005) Folgendes: »Entspricht dieser Veränderung des Raumes auch eine Verlängerung der Moral?« (ebd.). Diskutiert werden im Zusammenhang mit dieser Frage zwei »Moralerfindungen«: die logische und die mathematisch-analytische. Erstere besagt, dass es gelte, einander zu lieben und nicht »allein bestimmte Menschen zu lieben« (ebd., S. 246). Diese Maxime kommt einer inklusiven Moral gleich. Nach der zweiten Moralerfindung »sollen wir den Nächsten wie uns selbst lieben« (ebd.), wobei das Wort »Nächster« »den Superlativ eines Minimums: die kleinstmögliche Distanz« (ebd., S. 247) ausdrückt. Anhand von Hergés (1999) *Tim in Tibet* verbindet und verdeutlicht Serres (2005) diese beiden – gleichermaßen rationalen – »Moralerfindungen«. In diesem Band der Comic-Serie werde die Entstehung einer »Schritt für Schritt von Nahbereich zu Nahbereich erfolgende[n] Verlängerung oder Reise« (S. 247), die »das Lokale zum Globalen« (ebd., S. 249) führt, geschildert:

Als Tim während der Siesta aus seinem Traum erwacht, ruft er »Tschang!« Da dieser Ruf die größtmögliche Distanz zu überbrücken scheint, können wir ihn global nennen. Und er hat Erfolg. Keine Hoffnung besteht indessen, dass sein Freund ihn von den Alpen bis nach China oder Indien durch die rein physikalische Ausbreitung der Wellen hören könnte. Der Freund ruft nach dem Freund, und da der Nächste hier den Nächsten ruft, können wir diesen Ruf lokal nennen. [...]

Der asiatische Freund des Europäers Tim spricht nicht dieselbe Sprache und lebt nicht in derselben Kultur, kurz, er gehört nicht derselben Teilmenge an. Obwohl Entfernung und Leidenschaft der Zugehörigkeit sie eigentlich trennen sollten, sind sie vereint, im Schlimmen wie im Guten. Der eine hat den anderen gefunden, sie lieben einander. Der Nahe hat den Fernen gewählt, der so in einer vollkommenen Symmetrie der Asymmetrien zum Nächsten geworden ist. (Ebd.)

Beschrieben wird hier eine Situation, in welcher der räumlich Entfernte zum Nächsten wird. Als Abschluss der beiden erörterten theoretischen Schnitte sowie die zentralen Aussagen dieses Kapitels gleichsam resümierend zeigt die Geschichte dieser fiktionalen Fernbeziehung, dass eine »Erweiterung der Geographie [...] zu einer neuen Kartographie« (ebd., S. 250) virtuelle Räume miteinschließt. Dies ist jedoch nur deshalb möglich, »weil weder Techniken noch Technologien eine

Chance haben, sich auszubreiten oder benutzt zu werden, ohne mit ganz gewöhnlichen und zweifellos uralten körperlichen Verhaltensweisen zu verschmelzen« (ebd.).

Im nachfolgenden Kapitel 8 lege ich Barads Vorschläge für eine diffraktive Methodologie und Methode dar. Fokussiert wird dabei beispielsweise die spezifische Praxis des ›Durcheinanderhindurchlesens‹ von empirischen und theoretischen Erkenntnissen, wobei auch die von dieser Praxis gemachten Unterschiede selbst zu untersuchen sind. Auf der Grundlage dieser Überlegungen werde ich in Kapitel 9 die empirische und die theoretische Ebene der Wissensproduktion durch die Erzeugung von Diffraktionsmustern in unterschiedlichen Variationen miteinander verschränken.